

# Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

## Der Hirt.

Von Arthur Silbergleit.

Ich bin nur ein schlächter Hirt,  
Der mit seiner Herde  
Im Geviert der Erde  
Sich im Dandel sich verirrt.

Nicht umzittert mein Geheg,  
Auf daß meine Seele  
Wandernd nicht verfehle  
Einmal den Nachhauftenweg.

Aber wo bin ich zu Haus?  
Hier in dem Gewimmel  
Oder hoch im Himmel?  
Ach, ich weiß nicht ein noch aus!

Hirt der Hirtin, führe du  
Mich wie meine Herde  
Zeit durch Nacht und Fährde  
Hin zur ewigen Heimatrüb!

## Das Sofa.

Von Ellen Reumert.

Weit draußen in einer kleinen Seitenstraße der Vorstadt bewohnte der alte Schuhmacher Fich ein Zimmer im vierten Stock auf dem Hinterhof. Madame Fich ruhte nun schon auf dem Kirchhof neben ihrem einzigen Kind, das bei einer Typhusepidemie gestorben war. Mit diesem unerwarteten und traurigen Ereignis hatte Schuhmacher Fich nicht gerechnet, als er bereits als ganz junger Ehemann sich die kleine eingehegte Grabstätte gesichert hatte. An die Möglichkeit, daß seine junge gesunde Tochter vor ihren Eltern sterben könnte, hatte er nie gedacht. Er und seine Frau sollten Seite an Seite ruhen, das war sein Plan gewesen, und ihre Tochter sollte die Gräber pflegen. Aber der Tod ist unberechenbar. Fich sah nun allein in seiner öden kleinen Stube. Wenn die Lichter sich nicht erlaubte, stapfte er die vielen Treppen hinunter und hinaus zum Kirchhof. All die hübschen Topfpflanzen, die seine Frau daheim am Fenster gezogen hatte, schlepte er mit zu ihrem Grabe. Stolz betrachtete er sein Werk und murmelte: „Es ist nicht zu viel, es ist nicht zu viel.“

Die glückseligen Hände des Achtzigjährigen hatten die Arbeit aufgeben müssen, und er lebte nur von seiner kümmerlichen Altersrente. Früher hatte Madame Fich durch den Ertrag für ihre Aufwartedienste ein wenig zum Unterhalt beigetragen, und dann hatte sie eine eigene Gabe gehabt, die Entbehrungen fortzuschwächen. Nun aber schienen ihm alle guten Geister verlassen zu haben. Den ganzen Tag sah er am Fenster und guckte in den dunklen Hof hinunter, der einem tiefen Brunnen gleich, Zanfen, Schimpfen und Rindergeschrei schallten aus der Tiefe herauf und waren eine traurige Begleitung zu seinen traurigen Gedanken.

Ein Gedanke war es besonders, der ihn Tag und Nacht quälte. Wo sollte er hin, wenn er gestorben war? Für ihn war ja kein Platz mehr in der Grabstätte. In seinem Kummer um den Verlust seiner Frau hatte er vergessen, ihren Sarg so tief in die Erde senken zu lassen, daß man den seinen in dasselbe Grab legen könne, wenn seine Zeit gekommen war. Und nun war es zu spät, meinten sie alle. Nach zwanzig Jahren erst dürfte man wieder an das Grab rühren. Zwanzig Jahre! Ich lebe wohl kaum noch eins, dachte der alte Fich, „und ohne Kaveline lobnt es auch nicht zu leben.“ Fugte er laut hinzu. Doch eine treue Seele wohnte im Hause, seine Nachbarin, die Kochfrau Madame Jenfen. Wenn sie in den Däumern, in denen sie zu Gesellschaften lockte, von dem einsamen alten Mann erzählte, waren die Leute gerührt und packten ihr reichlich Lebensmittel für ihn ein. In seiner kleinen Stube tischte sie dann all die guten Sachen auf und aß mit ihm. Und der Alte war glücklich wie ein Kind über das gute Essen sowohl wie über die Gesellschaft. Allmählich wurde es ihr zur Gewohnheit, jeden Morgen nach dem alten Mann zu sehen und für ihn und seine geringe Gabe zu sorgen. Besondere Aufmerksamkeit schenkte sie Fichs Lieblingsmöbel — dem großen Familiensofa aus echtem Mahagoni. Das hatte sich in der höchsten Familie von einer Generation auf die andere vererbt und war einst in des Schuhmachers guten Tagen mit weinrotem Damast bezogen worden. Und wenn später die Rot auch noch so groß war, der Gedanke, das Sofa zu verkaufen, war ihm und der seligen Kaveline nie gekommen, eher kungerten sie ein Weiches, als daß sie sich davon trennten.

„Wie geht's?“ fragte Madame Jenfen, als sie ins Zimmer trat, so laut wie möglich, denn der Alte begann schwerhörig zu werden. „Ach, schlecht.“ jammerte Fich, „denn doch das große Unglück kommen mußte und Kaveline vor mir weggehen! Doch wie getrennt werden mußten!“

„Durch den Tod“, fuhr Madame Jenfen gravitätisch fort. „Viele gibt es, die auf andere Art fortgehen. So zum Beispiel mein Zensen! Ist er nicht ganz stillschweigend nach Amerika dabongegangen mit des Zizewirts Tochter Eugenia und hat mich sitzen lassen! Sehen Sie, das kann man ein Unglück nennen. Den Tod kann man ja keinem Menschen zum Vorwurf machen!“ — „Hören Sie manchmal von Zensen?“ fragte Fich teilnehmend.

„Gott ja, jeden Weihnachten schreibt er mal, und zu meinem letzten Geburtstag hat er mir ein niedliches Bildchen geschickt von sich, Eugenia und ihren beiden Kindern, hübsche Kinder, genau wie Zensen, alle beide. Ja, er war ein mörderlich fester Kerl, wenn er angezogen war, und die Mädels liebten ihn ja auch nicht in Frieden. Aber was geht's mich nun an!“ Fich schüttelte teilnahmsvoll den Kopf. „Daß er das tun konnte, — daß er das konnte, solch eine brave und nette kleine Frau im Stich lassen!“ Und bewundernd betrachtete er ihr frisches, rundes Gesicht und ihre drallen Formen. Doch plötzlich erinnerte er sich wieder seiner besseren Hälfte: „Ach, wer doch nur sterben könnte und runterkommt zu Kaveline! Glauben Sie nicht, daß ich doch noch die Erlaubnis bekommen? Ich will in demselben Grab ruhen — in demselben Grab!“

„Ja, das ist wirklich eine schöne Idee. Und es geht vielleicht noch. Sie haben ja viele Freunde, und Pastors und Doktors haben verprochen zu tun, was sie können, um Sie in ein Stütz zu schaffen und ins Grab — und weiß ich was noch!“

„In ein Stütz möchte ich gar nicht, denn da wär ja kein Platz für mein Sofa. Am liebsten bleibe ich hier in meiner kleinen Stube, bis ich sterbe, denn das Sofa und ich, wir trennen uns nicht.“

Madame Jenfen lachte, daß ihr läppiger Wufen unter der farbigen Baumwollbluse auf und niederhüpfte. Man mühte vielleicht auch um einen Platz für das Sofa im Grabe nachzusuchen?“ fragte sie.

„Kein Spaß, kein Spaß!“ antwortete Fich und warf einen liebevollen Blick auf das alte Sofa, „es ist echt Mahagoni — echt Mahagoni — sehen Sie nur. Und die Beine sind Christian IV. Sie waren Kaiserlins Stolz! Es hat uns unser ganzes Leben hindurch begleitet, und wir haben uns geplakt, um es zu behalten. Und nun soll es mit genommen und Fremden gegeben werden! Nein, nie in alle Ewigkeit wird das geschehen!“ Der Alte war ordentlich heftig geworden. „Ich habe ja meine Altersrente für die kurze Zeit, die mir noch bleibt. Und dann habe ich Sie ja, Madame Jenfen, Sie sind so gut zu mir, Sie kann ich auch nicht entbehren.“

„Na, na, wirklich!“ sagte Madame Jenfen nachdenklich und betrachtete das Sofa. Offenbar bereitete sich ein Plan in ihrem runden Kopf vor. „Sie sind doch eine liebe, niedliche kleine Frau“, sagte Fich und klatschte anerkennend ihre dralle Hand, die auf der Sofalehne lag.

„Na, was das letzte betrifft, so ist's damit wohl vorbei.“ Madame Jenfen legte todeln den Kopf zur Seite.

„Aber ich habe ja auch meinen Roman gehabt — und erwarte keinen mehr! Nun locht man zu Konfirmationen, Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen für die anderen. Heute hat Dr. Poulfens Tochter Hochzeit. Ich muß sofort hin.“ In der Tür warf Madame Jenfen einen letzten Blick zurück, nicht auf Fich — sondern auf das Sofa.

„Und der alte Fich, der auf dem Sofa saß, dachte nicht mehr an dieses, sondern an die treffliche, muntere Madame Jenfen — und er tat einen tiefen Seufzer. Am nächsten Tage hatte Madame Jenfen frei. Sie benutzte ihn zu einer Generalreinigung in Fichs kleiner Stube. Auch Fich selbst kam an die Reihe. Rein gewaschen und gekämmt trönte er nun nach der überhandenen Anstrengung auf dem Sofa. Madame Jenfen hatte eine Serviette über den Tisch gedeckelt und richtete nun die vom Hochzeitsmahl mitgebrachten guten Sachen an. Der Alte verzog für einen Augenblick Kummer und Sorgen. Zwei gefüllte Pasteten vor sich, kratzte er Madame Jenfen gerührt an: „Sie sind ein Freund in der Not, Madame Jenfen.“ — „Eine Freundin, meinen Sie. Bitte, eine Tasse Kaffee“, sagte sie und goß ihm den duftenden Kaffee ein. — „Sie sind eine süße Frau. Was würde ich wohl machen ohne Sie. Sie verstehen einen aufzukleutern und zu belachen — wie die selige Kaveline!“ Madame Jenfen plumpfte drei große Stöße Zucker in den Kaffee.

„Ihr Männer seid euch alle gleich, der Weg zu eurer Gunst geht immer durch den Magen. Zensen habe ich auch einst auf diesem Wege gewonnen.“

„Ja, aber er war nicht treu — nicht treu!“

„Auf die Dauer nicht — nein, denn Zensen war nicht so profaisch wie die meisten. Bei ihm spielte Jugend und Schönheit eine ebenso große Rolle wie der Magen. Er war eine poetische Natur. Zensen dichtete, wenn er in der Stimmung war!“ — „Was tat er?“

„Er dichtete. Er hatte nämlich Kopf, Schuhmacher Fich!“

„Kopf, ja — das hatte die selige Kaveline auch!“ Und er trocknete sich plötzlich die Augen.

„Wollen wir Kaveline nicht endlich ruhen lassen, wo sie ruht, und uns ein bißchen unseres Daseins freuen?“ fragte Madame Jenfen.

Fich ergriff ihre Hand und blinzelte sie aus seinen kleinen blauen Augen an.

„Sie sind eine gute Frau und eine niedliche kleine Frau, und an dem Tage, an dem sie mich verlassen, werde ich unglücklich — denn ich kann sie nicht entbehren!“

„Ach, sind Sie dessen auch ganz gewiß?“ fragte Madame Jenfen und reichte ihm ein Glas Johannisbeerfaß.

„Ich kann sie nicht entbehren“, wiederholte Fich, „und Sie sind ja verlassen und einsam wie ich.“

„Das stimmt!“ Nun kommt es, dachte sie.

„Können wir nicht unseren Kram zusammen tun, Madame Jenfen?“ fragte er plötzlich. „Das wäre doch so schön und nett.“

Madame Jenfens Blick hatte sich von Fich auf das Sofa gewandt und ruhte nun zärtlich und nachdenklich auf den gedrehten Mahagonibeinen.

„Was sagen Sie zu dieser Idee?“ Er klatschte ihre Hand.

„Ja, wie meinen Sie das eigentlich?“ fragte sie vorsichtig.

„Ich meine, wir könnten uns heiraten.“

„Heiraten!“ fuhr sie auf, geheuchelttes Erstaunen in jeder Miene. „Ist das Ihr Ernst? Das soll also ein regulärer, richtiger Antrag sein?“

„Ja, das weiß Gott, daß es das sein soll — und Sie dürfen nicht nein sagen, das dürfen Sie nicht.“ Wiltend sah er sie an.

„Aber, was glauben Sie, würde Kaveline dazu sagen?“

„Kaveline hat mir stets alles Gute gewünscht, und sie wird sich freuen in ihrem Himmel, wenn Sie sich meiner annehmen werden für die Zeit, die mir noch bleibt.“

„Na, dann wäre es wirklich eine Sünde, ihr diese Freude nicht zu gönnen“, lachte Madame Jenfen. „Ich schlage ein!“

Und lieblosend ließ sie die Hand über den Polster des Sofas gleiten. Wie gelb und grün werden all die anderen Madames vor Neid werden, dachte sie, wenn sie dieses Prachtstück in meiner Stube stehen sehen.

Spaß mit mir, Schuhmacher Fich?“ fragte Frau Poulfen.

„Spaß! Nein, wahrhaftig nicht. Es ist richtiger Ernst. Frau Doktor kann ja Madame Jenfen selbst fragen.“

Diese fand es nun richtig, einzuschreiten, und sie tat es mit einer gewissen Würde. „Der alte Fich und ich haben beschloffen zusammenzugehen“, sagte sie.

„Und sich zu heiraten?“

„Ja, sonst gibt es ja soviel Gesellschaft, daß man nicht im Hause bleiben kann. Und da Fich sagt, daß er weder das Sofa noch mich entbehren kann, und er doch keinen von uns beiden mit ins Stütz nehmen kann, so haben wir die Sache so geordnet!“

„Ja, das hat allerdings niemand voraussehen können“, sagte Frau Poulfen und wuschte sich mit dem Taschentuch über die Stirn, „aber es ist sicher am allerbesten so. Ich meine nicht, das hätten Sie uns ein wenig früher wissen lassen können, denn nun war ja all unsere Mühe unnötig.“

„Wir haben es erst vor wenigen Tagen in Ordnung gebracht, und es ist auch ein bißchen schwer, solche Neuigkeiten zu erzählen, von denen man weiß, daß die Leute darüber lachen werden.“

„Die Frau Doktor darf uns nicht böse sein“, sagte der alte Fich.

„Mit der Stube im Stütz wird sich schon ein anderer freuen“, meinte Madame Jenfen. „Und was das Grab betrifft, so kann Fich ja gern zu Kaveline kommen, wenn er auch in der letzten Zeit mit mir verheiratet ist!“

„Ja, dem steht ja nichts im Wege“, rief dieser froh, „ich sag' der Frau Doktor vielen, vielen Dank.“ — Madame Jenfen begleitete Frau Poulfen hinaus. Diese blieb an der Tür stehen und sah die Kochfrau bewundernd an.

„Sie sind stets eine prächtige Frau gewesen, Madame Jenfen“, sagte sie, „und das Opfer, das Sie hier bringen, ist wirklich schön.“

„Na, ich tue es ja nicht umsonst.“

„Ich kann nicht einsehen, welchen Vorteil Sie aus der Verbindung ziehen können.“ — „Nun, ich will nur ehrlich sein. Gewiß werde ich den armen Trost gut behandeln, bis er stirbt, — aber ich täte es ja nicht, wenn er nicht das Sofa hätte.“

„Das Sofa?“ fragte Frau Poulfen erstaunt.

„Ja, das Sofa, — das liebe ich nun mal seit dem ersten Tage, da ich es sah, und wie das meine Stube zieren wird!“ — „Eine alte Liebe also!“ lachte Frau Poulfen und eilte die Treppe hinunter.

In der kleinen Stube aber sah Fich auf dem Sofa und sah glücklich drein. Madame Jenfen würde ihn nun pflegen und immer bei ihm bleiben, und wenn er starb, durfte er hinunter zu Kaveline, die er ja doch am besten kannte. Und glücklich nickte Madame Jenfen zu und lachte: „Hi—hi—hi—hi—hi!“

Die leichtsinnige Maus.

Von Manfred Huber.

Es war eine Maus, die war leichtsinnig! Sie tanzte Walzer auf dem Schinken, und wenn sie eine Falle sah, so piffte sie ein Couplet durch die Zähne. Sped hielt sie für gewöhnlich, mit Kartoffeln spielte sie Regel, ihre Pfoten wusch sie in Suppe und ihre Krallen polierte sie mit Butter. Es war traurig, traurig!

Ofi hatte ihre Tante, eine geborene Feldmaus, die ihr Leben lang von kalter Getreideleibe gelebt, sie ermahnt, indem sie kummervoll die Pfoten falkete. „Kind“, sagte sie, „du bist leichtsinnig! Du tanzt auf Nachhast, pfeiffst auf Gefährliches, hältst Gutes für gewöhnlich, spielst Regel mit Besinnlichen, wärsch deine Pfoten in der schlüfigen Grundlage des Familienlebens und polierst deine Krallen in Delikatessen! Wo bleibt da die Moral? Schlüpfzig sind die Brote, die mit Butter befrachten sind, glatt die Wege, auf denen der Sped rutscht. Glaube es mir, der geborenen Feldmaus, es ist besser, mit weichen Körnern in der Pfote zu leben als in Bratenfauce zu sterben.“ Und dann wuschte sie sich eine Träne mit der Pfote ab. Es war eine Tantenrante. Auch Mäuse weinen sie.

Die Maus aber, die leichtsinnig war, nahm todeln ihren Schwanz mit der Vorderpfote auf und sagte: Liebe Tante, geborene Feldmaus, ich werde auf alles, und ich will noch ganz was anderes tun. Ich will heute nacht auf Samt schlafen!“

Die Mausentante sagte sich bei diesen Worten auf einen scharfen Reittich und barg die Schwänze in die Pfoten. Wie furchtbar ist es, freivolle Rechten zu haben, wenn man selbst eine geborene Feldmaus ist!

Die kleine Maus piffte bedeutsam. „Tante Feldmaus“, sagte sie, „hast du schon das Neueste in der Speisekammer gesehen?“

Die Tante bekam eine scharfe Entzündungsalte an der Nase.

„Wie sollte ich? Ich lebe bescheiden im Keller und nähere mich von Mohrrüben und Kartoffeln, wie es meine seligen Eltern schon getan haben. Die Speisekammer ist sündhaft. Alles, was gefährlich ist, ist sündhaft. Das ist Moral! Aber die junge Generation fragt nach Butter und nicht nach Moral! Oh!“

„Butter ist auch besser“, sagte die leichtsinnige Maus „recht“, aber in der Speisekammer ist ganz was Besonderes. Ich habe es gestern zum Souper gepfeiff — Apfit. Das ist das letzte der Saison, „le dernier cri“, wie meine Cousine sagt. Meine Cousine ist in einer Schachtel geboren, wo Paris drauffland. Du weißt doch.“

„Ich weiß“, sagte die Tante Feldmaus, „ein schlüfiger Leichsinn schon in der Wiege.“

„Apfit ist schön“, sagte die Reiche flüchelnd, „das solltest du essen, Tante Feldmaus.“

„Apfit ist gewiß etwas Unmoralisches!“

„Wenn die Leute nicht was kapieren, sagen sie „steht du“ und halten es für unmoralisch. Ich weiß das aus eigener Erfahrung.“

Die kleine Maus sang ein Couplet, das ich nicht wiedergeben kann, da es von Apfit und loderer Gesinnung handelte.

„Apfit, die Welt ist verderbt!“ sagte die Tante Feldmaus und hustete entriekt.

Die leichtsinnige Maus aber rief: „Jetzt schlafe ich auf Samt!“ und tanzte die Reittreppe hinauf.

Sie tanzte in einer so unerhörten Weise, daß es sicherlich verboten worden wäre, wenn es sich um eine öffentliche Aufführung gehandelt hätte, denn die leichtsinnige Maus lebte im zwanzigsten Jahrhundert, und man muß sich sehr wundern, daß es überhaupt noch leichtsinnige Mäuse gibt und sie nicht alle schon aus dem letzten Loch pfeifen. Aber wir wollen dem zwanzigsten Jahrhundert vertrauen und das Beste hoffen.

Die leichtsinnige Maus tanzte ins Zimmer und sprang direkt in ein Samtkleid hinein, so daß sie mit den Pfötchen darin versank. Es war ein unsagbar weicher Samt! Samt kann nämlich sehr verschieden sein, wie jeder weiß, der sich etwas damit beschäftigt hat.

„Jetzt werde ich also auf Samt schlafen. Du, ist das mollig!“ sagte die kleine Maus, legte sich auf die rosa Ohren und seufzte behaglich. So seufzte man nur auf Samt. Dabei lächelte die kleine Maus luffig und dachte an die Tante Feldmaus, die nun im Keller auf einem scharfen Reittich saß und Kartoffeln mit Wozze zu sich nahm.

Blöglich oder packten sie scharfe Krallen und hielten sie fest.

Die Maus erchrak. „Nanu, was ist denn das? Samt hat doch keine Krallen“, dachte sie.

Sie war eben noch sehr jung und unerfahren. Sonst hätte sie gewußt, daß Samt oft Krallen hat.

Die Krallen ließen auch nach, gleich darauf aber saßen sie wieder fester zu, so daß es schmerzhaft wurde. Zugleich erschienen im Dunkel zwei teuerrige Augen, kreisrund und greulich anzusehen.

„Es sind Automobillaternen“, dachte die Maus, denn sie hatte häufig Sportblätter angeinabbert. Zudem war sie materialistisch und suchte jede Erklärung in Technik und Wissenschaft zu finden. Das tun heute sehr viele, auch dann noch, wenn die Rache sie am Krallen hat. Die Rache bleibt aber trotz aller Wissenschaft eine Rache, und die Krallen bleiben Krallen, auch im zwanzigsten Jahrhundert.

„Sie, Herr Samt“, sagte die Maus dreist. „Sie haben nicht die geringste technische Berechtigung, sich zu bewegen und Krallen zu haben. Das ist wissenschaftlich unhaltbar. Verleihen Sie! Die letzten Forschungen haben das zur Evidenz bewiesen. Nichts! Sie sich doch nach der Naturwissenschaft!“

Das Leuchten der Augen wechselte zwischen Grün und Gelb. Es waren keine lampenmäßigen und keine beruhigenden Nordmienen, und der leichtsinnigen Maus wurde bänglich zumute.

Der Samt bekam jetzt eine Stimme. Er sprach laut und deutlich, in mauernden Tönen.

„Rach meiner Lebenserfahrung hat die Natur sich noch nicht nach der Naturwissenschaft gerichtet. Wenn ich etwas verblude, ist es mir auch gleich, ob es wissenschaftlich erwiesen ist oder nicht. Die Hauptsache ist, daß es gut schmeckt. Aber Sie schme-

len sicher nicht gut.“ Die Augen kamen näher und ein gewaltiger Schmirbart strich tastend über den Körper der entsetzten Maus.

Nun sah sie ein, daß es lebensgefährlich war. In diesem Samt steckte etwas Furchtbares, Ungeheures, denn er sprach von Verfallsuden, und das hieß, daß sie ihm das war, was ihr Apfit war. Wenn man für jemand Apfit ist, dauert es nicht lange — dann ist man weg. Das ist wirkliche Naturwissenschaft, aber keine angenehme. O, es war furchtbar — furchtbar! Die leichtsinnige kleine Maus faltete die Pfoten und weinte bittere Tränen — keine Tantenränen, sondern Tränen der Angst und Reue, und sie gelobte, sich bis in den Grund ihrer Mauseseele zu bessern, wenn sie den Taten dieses mauernden Samts entschlippen würde.

O Tante Feldmaus, wie wahr sind deine Worte, und wie verrückt bin ich gewesen — und meine Cousine aus der Schachtel, wo Paris drauffland!

„Nein, Sie schmecken nicht gut“, fuhr der Samt fort. „Ich könnte Sie ja tobeihen“, meinte er höflich erklärend, „aber das ist Krabensport. Ich kenne Mäuse zur Genüge. Ich bin Wirklicher Geheimer Mauseal, Erzellenz, und erhaben über Rindereien. Wenn Sie noch eben geboren wären, könnte man Sie ja zur Not verfallsuden, doch auch nur zur Morgenmilch. Aber so — nein. Ich habe mich von der Welt zurückgezogen und bin moralisch. Also gehen Sie und gehen Sie in sich!“

Die Maus lief, so schnell sie konnte, und prekte die Vorderpfote auf das kleine klopfende Herz. In der Reue ging sie schon in sich, auf der Reittreppe noch mehr, und beim scharfen Reittich, wo die Tante saß, war sie schon ganz in sich gegangen. Wenn man in sich geht, bleibt meist nicht viel von einem nach. So war es auch bei der Maus.

„O Tante Feldmaus!“ rief sie schluchzend, „ich habe etwas Furchtbares erlebt! Ich habe auf Samt gelegen, der Krallen und Krallen hatte und mit miauenden Tönen sprach. Der Samt konnte mich verfallsuden, aber er hat es nicht getan, weil er eine Erzellenz und moralisch war, und darum bin ich in mich gegangen und werde nun auch moralisch werden!“

Die Tante Feldmaus verstand das alles nicht, aber gerade darum war sie doppelt ergriffen. Sie erhob sich von ihrem scharfen Reittich und umfotete ihre reuige Nichte in tiefster Mühnung. Es war eine Tantenrührung. Auch Mäuse haben sie. Und weil das alles eigentlich Blödsinn war, so sagte sie, es wäre ein Wunder und gründete einen Verein zur Rettung leichtsinniger Mäuse. Die leichtfertige Maus aber und ihre Cousine aus der Schachtel, wo Paris drauffland, nahmen den Spinnwebflechte und leiteten das Kartoffelgelübde. Und alles war voll des Lobes über den moralischen Samt, der sich von der Welt zurückgezogen hatte.

Dies war ein Jretum. Samt ist nie moralisch. Krallen hat er und Augen auch, oft recht schöne Augen. Aber moralisch ist er nicht. Das ist etwas, was ich ganz genau weiß.

Auch der Wirkliche Geheimer Mauseal hatte sich nicht so ganz von der Welt zurückgezogen. Erzellenz schlichen gleich darauf auf seinen Sohlen in die Speisekammer, schoben mit geübter Pfote einige Keller beiseite und pfeiffen eine Schüssel voll arler Krabben mit diesem und geschultem Verhältniß.

Viele ziehen sich in dieser Weise von der Welt zurück und freffen heimlich die garstlichen Krabben. Von solchen Leuten stammt dann die Moral im Keller.

Die frappante Ähnlichkeit.

Zwischen dem Maler Alma Tadema und dem Schriftsteller George du Maurier bestand eine so große Ähnlichkeit, daß sie sehr oft verwechselt wurden. Trotzdem gab es Leute, die energisch bestritten, daß diese Ähnlichkeit tatsächlich so groß sei. Zu diesen Widerpruchheißern zählte eine Dame, die mit dem einen der beiden Künstler bei einer Gesellschaft zusammentraf.

„Mein lieber Herr Alma Tadema — sagte die Dame — ich finde es lächerlich, von einer Ähnlichkeit zwischen Ihnen und Herrn du Maurier zu sprechen. Ich kann wirklich nicht finden, daß Sie einander ähnlich sehen. Wie denken Sie eigentlich darüber?“

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, aber es dürfte Sie doch interessieren, zu erfahren, daß ich George du Maurier bin!“

Die er sie öffentliche Apoteke gab es in Bagdad.